



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ja kaum ein Monat, daß nicht der hundert- oder zweihundert- oder dreihundert-jährige Geburtstag oder Todestag eines „großen Mannes“ ausgegraben würde. Das Ganze hat weiter keinen Zweck, als daß die Zeitungen, namentlich auch die illustrierten Zeitungen, was zu schreiben und was abzubilden haben. Gewerbmäßige Zeitungsschreiber, Leute, die sich in ihrem Leben nicht um den „Gefeierten“ gekümmert haben, nichts von ihm wissen, ihn gar nicht beurteilen oder würdigen können, bauen mit Hilfe des Konversationslexikons einen Jubiläumsartikel, von Bildungsheuchelei geschwollen, das Publikum fliegt mit den Augen drüber hin, wie über alles, was es liest, und fragt zwei Tage später nach dem Gefeierten gerade so viel wie zwei Tage vorher. Druckerschwärze!



Litteratur

Die Arbeiterwohnungsfrage und die Bestrebungen zur Lösung derselben. Von Otto Trüdinger, Jena, Gustav Fischer, 1888

Obwohl oder gerade weil in der letzten Zeit so viel über die Arbeiterwohnungsfrage geschrieben worden ist, erscheint Trüdingers Schrift zeitgemäß, da sie mit Fleiß alle frühern, verschiedenen Orten und Zeiten entstammenden Arbeiten ausnutzt und ihre Ergebnisse nach einheitlichen Gesichtspunkten wohl geordnet vorführt. Wesentlich Neues bietet die Schrift nicht, sie erfüllt ihren Zweck aber auch ohne das und kann jedem, der sich nicht durch die ganze große Litteratur durcharbeiten will oder kann, als Führer empfohlen werden.

Hier seien nur einige wenige Punkte besprochen. Ein durch Ortsstatut auszusprechender Zwang für die Arbeitgeber, für ausreichende Wohnungen ihrer Arbeiter zu sorgen, hat doch manches gegen sich, abgesehen davon, daß der Erlass solcher Ortsstatuten vermutlich sehr selten sein würde. Unseres Erachtens würde diese Maßregel überflüssig, wenn, wie der Verfasser es als wünschenswert hinstellt, jeder Buzügler genötigt würde, den Besitz einer ausreichenden Wohnung nachzuweisen. Eine größere Beschränkung des Retentionsrechtes des Hauswirts würde weniger den Kredit des Wohnungsuchenden schwächen, als auf eine wohlthätige Verkürzung der Mietzahlungsfristen hinwirken. Daß Trüdinger das Eingreifen der Gemeinden in allen Fällen so sehr beschränkt wissen will, geht zu weit. Der Berliner Magistrat, auf den er sich hierbei in erster Linie beruft, kann da wahrlich nicht als Autorität gelten. Auch in diesem Punkte ist der Satz berechtigt: Eines schickt sich nicht für alle. In Verbindung mit privaten Gesellschaften, Frauenvereinen u. dgl. werden die Gemeindebehörden oft sehr segensreich wirken können. Den Bauge nossenschaften, die leider wenigstens gegenwärtig nicht im Stande sein werden, im Großen zu wirken, wird namentlich für die Großstädte eine zu hohe Bedeutung beigelegt.

Zum Schluß möchten wir doch gegen die Art, wie Trüdinger die von ihm benutzten Arbeiten ausgeschrieben hat, Verwahrung einlegen. Wenn man, wie er

es an zahlreichen Stellen thut, ganze Seiten wörtlich oder mit ganz geringen Aenderungen abdruckt, so genügt nicht ein dürftiger Hinweis auf die benutzten Schriften, sondern der Leser muß in den Stand gesetzt werden, zu erkennen, wessen Gedanken und Worte ihm vorliegen.

Die Arbeit in den Gefängnissen. Von R. P. Falkner. Jena, Gustav Fischer, 1888

Diese auf mühsam zusammengebrachtes, bedeutendes statistisches Material gestützte Arbeit liefert einen schätzenswerten Beitrag zur Beurteilung einer besonders in gewerblichen Kreisen viel erörterten Tagesfrage. Sie beschäftigt sich nicht nur mit dem Verhältnis der Gefängnisarbeit zum freien Gewerbe, sondern auch mit der Organisation und dem Betriebe dieser Arbeit in ihren verschiedenen Gestaltungen. Während in Amerika, dessen Verhältnisse am eingehendsten behandelt sind, der leitende Grundsatz der ist, daß die Erträge der Gefangenenarbeit nach Möglichkeit die Gesamtkosten der Gefängnisse decken sollen, kommt in Europa, namentlich in Deutschland, in erster Linie der Zweck der Strafe in Betracht. Der Arbeitsertrag ist eine erwünschte Zugabe zu den Unterhaltskosten der Gefängnisse, aber der Strafvollzug darf unter keinen Umständen unter dem Betriebe der Arbeit leiden. Thatsächlich ist denn auch in Amerika an einzelnen Orten ein Ueberschuß über die Unterhaltskosten der Gefangenen erzielt worden, namentlich bei dem nur noch in einigen Südstaaten herrschenden, an die Sklaverei erinnernden „Verpachtungssystem.“ Durchschnittlich wurden jedoch in den Anstalten der Vereinigten Staaten, in denen sich Gefangene mit längerer Haftdauer befinden, nur 45,2 Prozent der „laufenden“ Unterhaltskosten durch die Gefangenenarbeit gedeckt.

Unsre Beachtung verdienen vor allem die Ausführungen Falkners über das Verhältnis der Gefängnisarbeit zur freien Arbeit, denen seine Untersuchungen über den Arbeitsbetrieb in den Gefängnissen zu Grunde liegen. Der Satz, daß vom wirtschaftlichen Standpunkte aus ein (aus der Gefängnisarbeit entstehender) Schaden für die freie Industrie nicht nachgewiesen werden könne (S. 84), ist nicht als in solcher Allgemeinheit erwiesen anzuerkennen. Falkner hat ohne Zweifel Recht, wenn er sagt, daß man aus den von Gefängnisunternehmern gezahlten, im Verhältnis zu den Löhnen freier Arbeiter niedrigen Löhnen nicht auf geringe Herstellungskosten der im Gefängnis gearbeiteten Waren schließen dürfe. Er weist gründlich nach, daß die Leistungen der Gefangenen ungleich geringer, der Betrieb vielfach durch die Rücksicht auf den Strafvollzug gehemmt sei. Die Unrichtigkeit der bekannten, in Volksversammlungen vielfach aufgestellten und urteilslos aufgenommenen Klagen ist ihm zuzugeben. Ob aber die Klagen über sogenannte „Schundkonkurrenz“ nicht in größerem Maßstabe berechtigt sind, erscheint zweifelhaft. Warum sollte sich die preussische Heeresverwaltung sonst so sehr dagegen sträuben, ihren Bedarf an Stiefeln und dergleichen mehr größtenteils in den Zuchthäusern herstellen zu lassen?

Irrer führt die Behauptung, daß, weil die Gefangenenarbeit nur einen kleinen Prozentsatz der freien Arbeit darstelle und nicht beliebig vermehrt werden könne, der Wettbewerb der Unternehmer, die Gefangene beschäftigten, auch wenn diese mit geringern Betriebskosten arbeiteten, die Preise allgemein nicht drücken könnte. Der Druck auf die allgemeinen Preise ist in diesem Falle thatsächlich vorhanden, freilich nur in verschiedner und meist mäßiger Weise. In einzelnen Geschäftszweigen, namentlich im Schuhmacherhandwerke, und besonders in einzelnen Gegenständen kann der Preisdruck sehr stark auftreten, wenn es Unternehmern gelingt, von den Gefängnisverwaltungen günstige Bedingungen zu erlangen. Daher rühren

auch wohl meist die Klagen, die dann ungerechtfertigter Weise verallgemeinert werden. Falkner fühlt das auch und meint, daß aus der Gefängnisarbeit entstehende Verkehrsverschiebungen wie andre im Laufe der Zeit sich ergebende von den Beteiligten getragen werden müßten, rät aber doch den Staatsverwaltungen Vorsicht an. Diese Vorsicht ist allerdings aufs dringendste anzuempfehlen, da es nicht Sache des Staates ist, in unsrer Zeit der Veränderungen künstlich Verkehrsverschiebungen zu verursachen.

Horaz und seine Freunde. Von Friedrich Jakob. Zweite Auflage, herausgegeben von Martin Herp. Berlin, Herp, 1889

Diese Neuauflage der nun bereits ein Menschenalter zurückliegenden poetischen Studienfrüchte des verehrten liebenswürdigen Philologen wird heute, wo die archäologischen Romane Mode geworden sind, sicher willkommen heißen werden. Freilich sind die antiquarischen Dinge hier nicht bloß Kulissen und Hintergrund für die bekannten Helden und Heldinnen der deutschen Leihbibliothek, sondern sie sind aufs engste verknüpft mit den antiken dichterischen Persönlichkeiten, denen das Buch ihres begeisterten philologischen Verehrers gewidmet ist. Mit pädagogischem Anstand, doch nicht ohne Anmut und jedenfalls sehr lebendig ziehen hier die großen Tröster der Sekunda und Prima, Horaz, Virgil u. s. w., vor dem ihrer oft kaum noch gedenkenden Geiste auf, wunderbare Schulbankserinnerungen schalkhaft mit den ernstern Bezügen zur Lebensschule verbindend.

Das moderne Drama der Franzosen in seinen Hauptvertretern. Von Joseph Sarrazin. Stuttgart, F. Fromman, 1888

Der Verfasser dieses Buchs will die allmähliche Entwicklung des französischen „Salondramas“ nachweisen und zugleich den Ideengehalt und die Tendenz der wichtigsten zeitgenössischen Bühnenwerke der Franzosen vorführen. Weder Prölß in seiner Geschichte des neuern Dramas, noch Engel und Bornhat in ihren Litteraturgeschichten sind auf die jüngste Periode der französischen Bühnenlitteratur näher eingegangen. Aber wir möchten auch bezweifeln, daß schon jetzt jemand in der Lage sei, die Entwicklung des französischen Dramas der letzten dreißig Jahre darzustellen und die litterargeschichtliche Bedeutung der einzelnen Erscheinungen umfassen zu würdigen. Gerade bei der dramatischen Litteratur läßt sich schwer bestimmen, welche Werke aus der großen Masse wirkungsvoller Stücke einen bleibenden Wert behalten werden. Der Bühnenerfolg ist immer vom Zeitgeiste abhängig; diesen aber zum Maßstabe der Wertschätzung machen wollen, hieße Flugsand zum Baugrund wählen. Sarrazin giebt einen gedrängten Bericht über die Vorläufer des zeitgenössischen sozialen und Sitten-Dramas, über das bürgerliche Drama Diderots und Beaumarchais, das Drama der Romantiker, die Stücke der École du bon sens; dann folgen längere Charakteristiken über Augier, den jungen Dumas, Sardou und Pailleron, Halévy und Zola. Wenn der Verfasser als charakteristisches Merkmal für das zeitgenössische Drama anführt, daß die französischen Schriftsteller ihren Stoff aus der unmittelbaren Gegenwart und den zeitbewegenden Fragen nehmen, so gerät er mit dieser Erklärung schon in Widerspruch, z. B. mit Sardou's „Theodora“, deren Stoff aus der byzantinischen Geschichte entnommen ist. Was soll man aber dazu sagen, daß Sarrazin das kritische Geträtsch eines Zola seinen Studien teilweise zugrunde legt, oder wenn es an einer Stelle über Dumas heißt: „Man lese die mit Zolascher Kraft und Genialität ausgeführte Beschreibung in der Vorrede zu La femme de Claude.“ Wir sind mit unsrer

Ästhetik — dem Himmel sei's geklagt! — wieder so weit, daß nur das Schamlose als genial gilt. Größern Nutzen als aus den Zolaschen Kritiken hätte Sarrazin aus den Impressions de théâtre von Jules Lemaitre ziehen können, die uns schon zu Anfange des vorigen Jahres vorlagen und eine Reihe vortrefflicher Besprechungen neuerer und älterer Bühnenstücke enthalten.

Im übrigen sind die „anspruchlosen Skizzen“ Sarrazins klar und frisch geschrieben, die Textproben mit Geschick ausgewählt.

Otto Schroeder. Vom papiernen Stil. Berlin, Walthers & Apolant, 1889

Selten haben wir an einem Buche eine so herzliche Freude gehabt wie an diesem, und wir drücken dem Verfasser im Geiste dankbar die Hand dafür. Was er hier behandelt, das beschäftigt und erregt auch uns seit Jahren: es sind die unzähligen Ueberrhebungen und Geschmacklosigkeiten, die sich im Laufe der Zeit in unsrer — Schriftsprache kamm man nicht sagen, das ist ja was anders —, in unsrer Schreibsprache festgesetzt haben, als Folge davon, daß wir uns immer mehr entwöhnt haben, die Sprache als wirklich gesprochen mit dem Ohr aufzufassen, sie immer mehr als Geschriebenes mit den Augen ansehen. Tintendeutsch und Ohrendeutsch — so hats schon Hildebrand unterschieden.

Schroeder behandelt in drei Kapiteln zunächst die Sammererscheinung im Ganzen mit flüchtiger Hindeutung auf einzelne Fälle (z. B. mit von Thränen erstickter Stimme — Voss' Luise — Corrector des „Tageblatt“ — Beilage zu „Die Gartenlaube“ — Goethe'sche Gedichte — und bitten wir die verehrlichen Mitglieder u. s. w. u. s. w.), und betrachtet dann zwei Fälle ausführlicher: den gräßlichen Mißbrauch, der gegenwärtig mit dem Pronomen derselbe, dieselbe, dasselbe getrieben wird, indem man es für er, sie, es oder dieser, diese, dieses setzt, und sodann die traurige Abstumpfung unsers Ohres gegen den Hiatus (nachgewiesen an einem Vergleich zwischen Goethes Iphigenie und Heines Liedern).

Es sind nur Anregungen, die der Verfasser giebt und geben will, durchaus keine Erschöpfung der Sache. Dazu gehörte eine ganze Grammatik des papiernen Stils. Ganz auf derselben Stufe wie derselbe, dieselbe, dasselbe steht z. B. welcher, welche, welches (für der, die, das). Wer seine Sprache nur ein klein wenig beobachtet, wird finden, daß er den ganzen Tag, selbst in vorsichtiger Rede, das Pronomen welcher gar nicht in den Mund nimmt; immer sagt er der. Sobald sich aber die Leute an den Schreibtisch setzen und die Feder in die Hand nehmen — ja, das ist was ganz anders, da kommt sofort das feierliche, würdevolle welcher, welche, welches angetrottet. Die liebe Jugend lernts ja auch gar nicht anders. Man zeige uns eine einzige lateinische oder griechische oder französische oder englische Grammatik, wo als Uebersetzung des Relativpronomens der, die, das angegeben wäre! Wenn von den zahllosen Dummheiten, die wir dem papiernen Stil verdanken, nur diese zwei zu beseitigen wären, das entsetzliche derselbe für er, in demselben, auf demselben u. s. w. für darin, darauf, und welcher für der, schon dadurch würde unsre Sprache unendlich an natürlichem Fluß gewinnen! Man denke nur, wie oft in unsern Zeitungen die beiden langweiligen Wörter unmittelbar neben einander stehen (welche derselbe statt die er — dreizehn Laute für vier!). Eine andre Erscheinung des papiernen Stils ist auch die greuliche Unnatur, bei reflexiven Verben das Reflexivpronomen bis unmittelbar vor das Verbum aufzuspüren. Der vernünftige Mensch sagt: die er sich als Ersatz dafür ausbedungen hatte. Der Papierne schreibt: welche er als Ersatz für dasselbe sich ausbedungen — hatte läßt er weg, das gilt auch für sein.

Wir wissen aus tausenden von Fällen, die uns in Manuskripten vorgelegen haben, daß die Verfasser im natürlichen Flusse der ersten Niederschrift stets das sich an die richtige Stelle setzen, und erst, wenn sie anfangen zu feilen und zu künsteln, es dort wegstreichen und hinter vors Verbum bringen. Nie ist uns das Umgekehrte begegnet. Wir könnten noch Dutzende von Erscheinungen nennen, die bei Schroeder fehlen, versparen es uns aber für eine andre Gelegenheit.

Schroeders Schriftchen sollte jeder recht aufmerksam studiren, der mit der Feder zu thun hat: Zeitungsschreiber, Universitätsprofessoren, Romanschriftsteller, Stadträte, Schulräte und Gerichtsräte, vor allen aber die Deutschlehrer an höhern und niedern Schulen, die ja — Gott sei's geklagt! — den papiernen Stil den armen Jungen, wo sie sich wirklich noch natürlich ausdrücken, oft erst in die Hefte hineinforgiren! Jeder Rektor sollte das Schriftchen für die Schulbibliothek anschaffen und nicht eher ruhen, als bis es das ganze Kollegium gelesen — verstanden und verdaut hätte.

Schließlich können wir unsre Verwunderung nicht unterdrücken über eins. Die beiden ersten der Aufsätze Schroeders haben zuerst in den Preussischen Jahrbüchern gestanden. Die können da doch wirklich sagen: Richtet euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten! Denn der allerpapierenste Stil wird, mit Ausnahme dessen, was Treitschke selber schreibt, in den Preussischen Jahrbüchern verbrochen. Sie haben ja in Sprachfragen gar keinen Standpunkt, wissen gar nicht, was sie wollen, heute geben sie den prächtigen Aufsätzen Schroeders Raum, morgen drucken sie die überflüssige Erklärung gegen den Sprachverein ab. Wenn Schroeder wieder etwas ähnliches auf dem Herzen hat, dann mag er es in die Grenzboten schicken; diese drei Aufsätze wären echte, rechte Grenzbotenartikel gewesen. Alles, was Schroeder darin theoretisch anregt, das haben die Grenzboten ja seit Jahren schon praktisch durchgeführt! Hat er das nie bemerkt? Die Grenzboten schreiben schon seit Jahren Goethisch, nicht Goethe'sch, Leibnizens, nicht Leibniz', in Nathan dem Weisen, nicht in „Nathan der Weise“, und wenn Schroeder in dem ganzen Jahrgang 1888 der Grenzboten — vier starken Bänden! — uns einen einzigen Fall zeigt, wo derselbe in anderm Sinne steht, als im Sinne von idem, ich glaube, wir könnten ihm dreist 1000 Mark Prämie dafür bieten. Ja wohl, Herr Schroeder, die Grenzboten und ihre Mitarbeiter schreiben nicht papieren!

Johann Elias Schlegel von Dr. Eugen Wolff, Privatdozent (so!) an der Universität Kiel.
Berlin, Oppenheim, 1889

Auf Johann Antoniewicz's vortreffliche Ausgabe und Darstellung der eigentümlichen Leistung Schlegels für die deutsche Litteratur, nämlich seiner ästhetischen und dramaturgischen Schriften, folgt hier etwas rasch eine neue, sehr ausführliche Lebensbeschreibung (214 S.) des Jungverstorbenen, die ihn natürlich etwas hoch nimmt. Schlegel war eine liebenswürdige, feine, in dem knappen ihm zugemessenen Lebensrahmen wohl auch bedeutende Natur, aber an ihm gerade „den Kampf des Jünglings Lenz mit dem greisen, erstarrten Winter“ zu bewundern, ihm die „nationale deutsche Dichtung nicht zu vergessen,“ das kann der Verfasser schlechterdings nicht vom Publikum verlangen. Er greift demgemäß sein Thema etwas allzu lebhaft auf. Daß er seinen Helden gern „Elias“ oder „den guten Elias“ nennt, mag hingehen; aber was soll es heißen, wenn Lessing (nebenbei ohne jede Beziehung) „Karl Lessings großer Bruder“ genannt wird, oder wenn von „Erich Schmidts höchst gefährlichem Wort“ über — Gottscheds litterarische Stellung die Rede ist, oder wenn man Anmerkungen im Anhang nachzuschlagen genötigt wird,

die nichts als das Wort „So!“ enthalten! Seite 72f. findet sich ein unvollendeter Satz. So etwas darf in einem Buche über deutsche Litteratur nicht vorkommen, um so weniger, als der Verfasser Sprachgeschick zeigt.

Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis von Dr. Ludwig Bellermann, Direktor des Königsstädtischen Gymnasiums in Berlin. Erster Teil. Berlin, Weidmann, 1888

Schiller ist in der letzten Zeit mächtig emporgeschneilt, nachdem man ihn schon fast zu den Toten hat werfen wollen. Zu den litterarhistorischen Biographen, die sein Bild in neuer Form der neuen Zeit vorzuführen suchen, tritt hier ein philologischer Ausleger, der seine sorgsame Analyse und Erläuterungskunst ganz auf die Monumentalwerke des Dichters, die Dramen, vereinigt. Mit Recht betont er vor dem Aesthetischen das Dramaturgische. Hier ist „Technik“ zu lehren und, wenn auch nicht zu lernen, so doch zu verstehen. Immer und immer wieder muß man darauf hinweisen: Schiller ist ein großartiger dramatischer Techniker. Man muß das, wie Bellermann gleich in der Einleitung, denen gegenüber stets betonen, die, wie David Friedrich Strauß, in Schiller immer den Dichter „durch den Philosophen und Redner ergänzt“ sehen. Schon Rümelin wies — allerdings nicht ohne polemische Absicht — auf diesen Vorzug Schillers Shakespeare gegenüber hin. Wir möchten in diese Erörterungen die Frage hineinwerfen, ob hieran nicht vielleicht etwas zu lernen sei, ob die besondere dramatische „Verknüpfung“ (Aristoteles) und Durchführung nicht vielleicht etwas für sich bestehendes, außerdichterisches sei, das durch die rankende poetische Phantasie eher gehemmt als gefördert wird und sich daher so äußerst selten ganz mit ihr vereinigt. Wo dies aber einmal geschieht, wie eben in Shakespeare, da wirkt diese Vereinigung jene ästhetischen Wunder, die man oft als überdichterisch zu bezeichnen versucht ist. Der vorliegende Band bringt die Jugenddramen einschließlich des Don Karlos. Hier kann sich diese besondere dramaturgische Auslegung noch nicht so zeigen wie hoffentlich bei dem folgenden, der die Meisterdramen vorführen wird und für den der vorliegende schon angethan ist ein Publikum zu werben.



Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 48. Jahrganges. Es ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten um schnelle Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im März 1889

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

